

Auf der Chakra.

Von G. v. Hase.

Die Pampaprovinsen sind mit Ausnahme von Osceoboda und Buenos Aires nur in geringem Maße am Weizenbau beteiligt, da sie sich am besten für Viehzucht eignen. Im Laufe der letzten dreißig Jahre hat sich das Weizenanbau Argentiniens verachtunddreißigfach, wodurch es nächst Rußland und Nordamerika der bedeutendste Weizenexporteur nach Europa geworden ist. Infolge der Ausdehnung des Getreidebaus über ein Gebiet, das sich von 30-35 Grad südlicher Breite und 57-65 Grad westlicher Länge erstreckt, werden Weizenarten, von denen die eine oder andere Gegend betroffen wird, durch günstigeren Erträge in anderen Teilen ausgeglichen, so daß der Weltmarkt stets mit denselben Getreidevorräten in Argentinien rechnen kann, was wesentlich dazu beigetragen hat, den Kredit der Republik gegen frühere Zeiten zu befestigen, in denen eine Weizenart das ganze Exportgeschäft vollständig lahm legen konnte.

In den übrigen Teilen der Pampa, dem eigentlichen Viehzuchtgebiet, wird Getreide nicht von den Großgrundbesitzern selbst angebaut, sondern von Pächtern (Kolonisten) und von diesen auch nur als Vorbereitung des Bodens für Viehzucht. Als bestes Weizenfutter gilt Luzerneluzern und ist es das Bestreben jedes Estanciero, einen möglichst großen Teil seiner Weiden mit diesem zu bestellen. Um die Kosten für seine Ansaat zu decken, verpachtet die Grundbesitzer auf drei bis fünf Jahre Land an Kolonisten, die Weizen, Mais, sowie Lein bauen und ehe sie die Pflanzung verlassen, den Boden noch einmal umpflügen und den Acker säen müssen. Die Pacht wird entweder durch Abgabe der halben Ernte oder von 5-8 Prozent des Ertrages bezahlt. Unter ersterer Bedingung arbeiten die Kapitallosen Kolonisten, die Ackergeräte, Saatgut, Arbeitslöhne und Pflanzungsmittel vorsehen bekommen; also der größte Teil der einwandernden Landleute, während die Pächter, die aus eigenen Mitteln die vorerwähnten Ausgaben bestreiten können, zu den bedeutend günstigeren letzten Bedingungen Land bekommen. Die Größe eines Kolonistenhofes beträgt für Halbhaaren etwa 120 bis 200 Hektar, für die selbständigen Pächter bis zu einer Quadratkilometer = 25 Quadratkilometer.

Das Kolonistenmaterial ist ungefähr das schlechteste, das sich denken läßt, denn es besteht zu fast 70 Prozent aus Italienern und Spaniern. Von rationellem Wirtschaften, von Fruchtfolge und Düngung haben diese Kolonisten keine Ahnung und würden sich solcher Mittel, höherer Erträge zu erzielen, schon aus Faulheit und Inzucht nicht bedienen. Dem jungfräulichen Boden schadet dieses vorläufigste Wirtschaftssystem bei der kurzen Pachtzeit nicht viel, aber es ist ein Komma, daß der ausgezeichnete Acker nicht besser ausgenutzt wird, als von einer Düngung des Bodens, die sich wegen Fehlens der Stallfütterung auch nur schwer durchzuführen läßt — müssen die Kolonisten vorläufig schon deshalb absehen, weil Kunkbühner mit 225 Prozent „ad valorem“ als Droge veräußert werden muß. Die Güte und Fruchtbarkeit des Landes ist trotzdem eine große, wie folgende Zusammenstellung zeigt: In der zehnjährigen Periode von 1890-1902 wurden von Hektar durchschnittlich bei einer Aussaat von 65 Kilogramm, das 11½fache, nämlich 747,4 Kilogramm geerntet. In Nordamerika in derselben Zeit 892,6 Kilogramm und in Deutschland 1663 Kilogramm. Zieht man aber dabei in Betracht, daß in Deutschland die Wirtschaftsmethode auf der Höhe der Zeit steht und mit Hilfe von natürlichen und künstlichen Düngemitteln der Boden bis ins kleinste ausgegüht wird, daß in Nordamerika wohl dieselben Wirtschaftsmethoden aber bedeutend bessere Geld- und Kreditverhältnisse wie am La Plata herrschen und auch in jeder Beziehung das argentinische überlegen ist, so fällt der Vergleich der drei Länder trotz der Differenz zwischen den Zahlen nicht zu Ungunsten Argentiniens aus. — Der Anlandtransport ist bei der dünnen Bevölkerung von 1,4 auf den Quadratkilometer natürlich minimal und zwingt zum Anbau solcher Getreide, die auf dem Weltmarkt gehandelt werden und dort hohe Preise erzielen. Das braucht aber nicht gleich soweit zu führen, daß die Kolonisten, wie es tatsächlich geschieht, nicht einmal an ihre eigenen Bedürfnisse denken und sich das Gemüse für den Hausbedarf kaufen müssen. Man stelle sich das vor: Ein Landmann, der in die Stadt fährt, um seinen Suppenlohn zu kaufen. — Selbst auf die Gefahr hin, daß meine Wahrheitsliebe angegriffen werden könnte, nagele ich es hiermit als Tatsache fest, daß auf unsere 330 Quadratkilometer große Estancia aus Buenos Aires mit der Bahn sieben Tausend

Strohballen geschickt wurden, weil wir vergessen hatten, diese eigentlich selbstverständliche Zufahrt anzubauen. Nach einigen Jahren sind die Kolonisten gewöhnlich in der Lage, sich eigenes Land in einer der ackerbaureicheren Provinzen kaufen zu können und es ganz auf eigene Kosten zu bewirtschaften. Bei auch nur einigermaßen vernünftigem Arbeiten ist es, von Missernten, Heuschrecken und Hagel abgesehen, denen man nun einmal machtlos gegenübersteht, kaum möglich, daß ein Bauer, der eigenes Land bearbeitet, kaputt geht. Geschieht es doch, dann ist die Pleite meistens die Folge von Landhunger. Nach einem guten Jahre kauft der Bauer sich noch Land zu, anstatt seinen Verdienst auf die hohe Kante zu legen. Fällt dann die nächste Ernte nicht ebenfugot aus, wie die vorhergehende, was meist der Fall sein wird, oder verdirbt sie, dann fängt auf dem nun vergrößerten Land, in dem alle Ersparnisse und aller Verdienst fließen, das Schuldenmachen an und hört nicht wieder auf, während der Leberlauf des guten Jahres eine Missernte ausgeglichen hätte. —

Ich war also glücklich auf der Chakra „gelandet“, wie ich wohl sagen darf, nachdem ich mich ein paar Tage lang über und im Wasser aufgehoben hatte. — Die Chakra gehörte einem Deutschen und war etwa 25 Quadratkilometer groß. Zwei Ernten hatte der Pächter schon hinter sich und war mit seinem Verdienst zufrieden. Diesmal waren die Maschinen aber nicht so gut, denn die tiefer gelegenen Stellen standen unter Wasser und konnten deshalb nicht bestellt werden. — Die ersten Tage hatte ich noch nichts zu tun und konnte die Zeit dazu benutzen, mir meine neue Heimat ordentlich anzusehen und in grauer Theorie zu „machen“.

Zu meinem Debüt war Maispflanzen ausersehen. — Früh am Morgen zog ich hinaus und freute mich auf die sicher leichte und angenehme Arbeit, die darin bestehen sollte, daß ich mit einem Pflanz zum Aufpflanzen der Maisstolben umgebenen Blattstücken beauftragt durch die trüblichen und rauschenden Stauben ging, dabei jede ihrer Frucht erbaute und wie eine blumenähnliche Wirtin auf einem Wattenkissen Gemüde den Inhalt meines Schützchens in einen Korb entleerte. Leider bestand ich mich mit dieser poetischen Annahme im Irrtum. Von einem zarten Schmecken über das Feld war leider nicht die Rede, denn Wasser bedeckte den Boden bis fast zu meinen Knien. Die Ueberflutungen, durch die ich geritten war, hatten auch vor unfremem Jaun nicht Halt gemacht. — Die unfreiwillige Kneipkur war die erste Enttäuschung. Die nächste ließ nicht lange auf sich warten. Maisblätter sind nun einmal keine Rosenblätter und haben die unangenehme Eigenschaft, daß sie wie Messer schneiden. Nach einer Stunde waren daher meine Hände so blutig, als ob ich wie der Teufel seligen Angebens unter den Hammeln gewühlt hätte. Zu nichts weniger wie rosigem Stimmung lehte ich mich auf meinen ungefüllen Korb, daumelte mit der Weiten im Wasser und kühlte meine nischen handelnden Hälften. Dabei fiel mir die unterbliebenen Worte Lauch ein: „Warum müssen auch die Weiden Löcher in die Säfte schneiden!“ Konnte ich nicht ruhig auf der Estancia bleiben, und hoch zu Ross über die Steppen jagen? Mühe ich unbedingt auch dieses Amphibiendasein kennen lernen und später hinter dem Pfluge her über die Schellen stolpern? — Als ich zum Mittagessen erschien und mühselige Seelen zu finden hoffte, erregten die bewegten Schilberungen der ausgestandenen Leiden angenehme Heiterkeit, aber keinen Ton des Bedauerns, nach dem mein Inneres förmlich schrie. — Abgestoßen von der Kaltberzigkeit meiner Tischgenossen, zog ich es vor, mit den schlichten Männern aus dem Volke zu essen, bis die Maisernte zu Ende war. Diese Leute arbeiteten in Accord und hatten am Rande des Maisfeldes zwei Zelte aus Wagnelplan aufgeschlagen, in denen sie hausten. Das Möblement bestand nur aus dem Sattelzeug als Bett und einer alten verbeulten Kiste. — Nebenbei, in der einige Stüchchen Hammelfleisch und ein alter Strumpf diente als Lampe und gleichzeitig zum Verleihen des Teemastens. Der obige Sammel brozette im freien am Spieß. Wasser gab es so auch ohne Brunnen im Ueberflus und mehr kann man doch nicht verlangen. Unter den Arbeitern, die zum größten Teil Italiener waren, beachtete sich auch ein Deutscher, der nach mangelte! Erfahrenen zu uns gekommen war und auch nach der Ernte auf der Chakra bleiben wollte, was ihm wegen des meist chronischen Arbeitermangels natürlich gern gestattet wurde. Unter seinen italienischen Kollegen waren einige, die nur zur Ernte nach Argentinien kamen. War sie beendet, so fuhr er wieder in ihre Heimat zurück und arbeiteten dort während der Ernte. Die Zahl der Argentinier sind ja den europäischen entgegengesetzt. Auf

diese Weise hatten sie jedesmal nach anstrengender Arbeit eine vierwöchige Erholungsreise und sparten bei dem billigen Passagelohn und den hohen Löhnen, die in der Ernte gezahlt werden, noch einiges für ihr Alter. — Lebensluster! —

Nach der Maisernte wurde gedroschen. Früher jagte man einfach die (unbeschlagenen) Pferde über die ausgebreiteten Garben und legte die so ausgedroschenen Körner zusammen. Jetzt tauchen überall die Schornsteine der Dampfdruckmaschinen; wegnichts dort, wo man noch nicht eine Schneidemaschine hat, die von fünf bis sechs Pferden gezogen, nur die Wehen abschneidet und sie gleichzeitig ausbrüht, oft daß von den drei Bedienungsmännern der letzte nur die vollen Säde zuzunähen, während des Fahrens von der Maschine hinunterzuwerfen und neue unter die Ausläßöffnungen für die Körner zu hängen hat.

Bis zu diesem „non plus ultra“ waren wir noch nicht in der Kultur vorgeschritten; bei uns wurde noch nach der „alten Manier“ mit Dampf gedroschen.

Mein Chef vertrat den sehr richtigen Standpunkt, daß ein Kolonist alle Arbeiten eigenhändig durchzuführen müßte, um später zu wissen, was man von seinen Leuten verlangen könnte und wie man sie anzustellen hätte. — Als ich sämtliche Arbeiten vom Eingeben in die Maschine bis zum Zuziehen und Schöpfen der Säde genügend kennen gelernt hatte, durfte ich auch den Posten eines Fugista, des Hetzers, bestleiden. Bis zu diesem Augenblicke war mir das Nichtvorhandensein der Kühle in Argentinien vollständig schmerzhaft gewesen, doch habe ich in diesen acht Tagen meiner Heizerlaufbahn nichts so sehr und anhaltend bedauert, — will ich mal sagen — wie das Fehlen der schwarzen Diamanten, denn einen Kessel mit Stroh heizen, ist ein Vergnügen, das gleich nach dem gemessenen Gählen von Zigarettenpapier mit Fausthandschuhen kommt. Des Nachts überdurfte ich außerdem zur Belohnung in dem großen Wertgeschwanz als Wächter schlafen, damit niemand die Maschine wegstrolche. Den Schluß der Dreschperiode bildete das bei diesen Gelegenheiten übliche Symphonon mit dem sich immer gleichbleibenden Ausgong und feenhafter Beleuchtung, die darin bestand, daß die nicht verheizten Strobdriemen, wie es ein Gesetz verlangt, niedergebrennt wurden, damit sich keine Mäuse und Ratten in dem wärmenden Haufen einnisten und wegen Ueberfüllung ein „ver sacrum“ nach den umliegenden Feldern veranlassen könnten, was bei der diesen Tieren eigentümlichen Fruchtbarkeit alle vier Wochen nicht gerade vom Besten der Saat geschehen würde. — Ehe das Pflanz beginnt, hält man ein Streichholz an eine Ecke des Ackers und brennt alles, was auf ihm wächst, ab. Manches entsteht ein solches Feuer auch zur unretzen Zeit und am falschen Plage. Das ist dann der mit Recht so beliebte Präriebrand. Ich glaube, es gibt keinen Indianerhäuptling, in dem er nicht in wundervollen Worten beschrieben und mit Aufwand fälschlicher Farben abgebildet ist. Haushoch schlagen die Flammen empor und im Vorbergrund jagen auf schneidenden Rossen Rettung suchende Reiter und sonstige Steppenbewohner auf den Beschauer zu. Leider ist das nicht ganz zutreffend. Das Steppengras schwelnt nur oder brennt in kleinen Flämmchen; trotzdem erscheint der Himmel bei einem solchen Brande von quadratkilometerweiter Ausdehnung blutrot, wie bei einer großen Feuerbrunst. Ein Reiter kommt nicht in Gefahr und ebensowenig ein Fußgänger, wenn er rechtzeitig ein Gegenfeuer anzündet kann. Bricht ein solcher Brand aus, dann reiten die Gauchos zu dem Verderben und treiben sie nach einem ungefährdeten Plag, denn sonst bleibt die Herde wie ungenagelt stehen und die Kühe schlagen nur mit den Hufen nach dem langen Schweiß, wenn er Feuer fängt. Das Kindvieh trottel von selbst aus dem Bereich des Feuers heraus und bringt sich in Sicherheit. Natürlich richtet ein unbeschäftigter Campbrand immer großen Schaden an und man versucht, ihn in seiner Ausdehnung zu beschränken. Bei günstigem Winde geschieht das am einfachsten durch ein Gegenfeuer. Ist das nicht möglich, so hilft man sich durch folgendes originale Mittel, das gleichzeitig erkeht, wie wenig gefährlich ein solcher Brand im Grunde genommen ist. Man fängt ein paar Ochsen, schlachtet sie, schneidet sie der Länge nach auf, klappelt sie auseinander und zieht sie vom Sattel aus am Lasso über den Rand des Feuers. Die Feuchtigkeit des Fleisches und das Blut genügen, um dem Fortschreiten des Feuers Einhalt zu tun. —

Mein ersten Versuch, mich im Pflügen zu betätigen, machte ich am Schluß des Tages. Ein behacktes Ziegenlamm, welches sich man auf dem Pfluge, pielt mit der langen Wambuskung mal einen der beiden Fugelpelze, die vor ihm gespannt sind, in den Hinterdrücken und fängt dann wieder Moskito. Nur beim Umwenden verläßt man seinen, den Körperformen angepaßten Eisenbügel, um besser mit Leifeil und Bicardora das Gespann lenken zu können. — Mit Pferden — fünf ziehen den Pflug — geht es, wenigstens beim ersten Versuch, weniger harmlos zu. Darf ich mein Mißgeschick beichten? — In der einen Hand halte ich die Zügel, in der anderen die kurzstielige Peitsche mit dem endlos langen Riemen und zerbreche mir den Kopf, womit ich eigentlich die Hebel zum Einstellen und Heben der Pflugflur bedienen soll. Vor mir fahrt der Großtraktor, der träumend sein fußlanges Messer als Zahnstocher benützt. Ich wollte, ich könnte es auch schon so gut, wie er — ich meine dann nicht diese gewiß nützliche Anwendung des Messers, sondern das Pflügen. — Bei der intensiven geistigen Inanspruchnahme, Hebel, Peitsche und Zügel betreffend, habe ich den Abstand vom Vorpflüger verloren und werde in meinem Gedanken-gang durch den Zuruf des Hintermannes unterbrochen. In meinem Eifer aufzugeben, wie man bei des Königs blaum Fußvolk so schön sagt, mache ich den Versuch, die Pferde mit der Peitsche über meine An- und Absichten zu informieren, wobei ich natürlich den einzigen Grund, der sich noch anstrengt, treffe. Mit einem Rud, daß ich beinahe von meinem Sitze fliege, legt er sich ins Geschirr und mit wildem Schrei der Peitschenriemen, mit dem ich beim zweiten Hieb den größten Foulzeiger treffen wollte, um die Ohren. Einmal, zweimal, dreimal und wie ich denke, nun ist Schluß damit, kommt noch das letzte Ende mit der Schmitze und zieht einen vierten und fünften Striemen dazu, so daß mein Gesicht wie ein Notenblatt ausbleicht und heimliche Liebe gleich brennt. All meine Schmerz und meine Wut legen sich daraufhin in einen lustvollen Hieb, der auch wie beabsichtigt, alle fünf Pferde gleichzeitig trifft. Dieser lieblichen Aufmunterung bringen sie aber nicht das richtige Verständnis entgegen, denn sie brechen nach links aus und einen Kometschwanz aus Erde und Staub hinter uns lassend, laufen wir unter dem wiederherden Gelächter der anderen Pflüger voran. Die Pflugflur, tief in den Boden gedrückt, bedeckt durch eine schön geschwungene Furche unsern Weg, der direkt auf den Hof der Chakra führt, wo wir unsern Brotkorn beinahe umgetannt hätten, der mich darauf aufmerksam macht, daß es noch lange nicht Zeit zum Mittagessen ist und ich auch noch großen Hungers nicht in Karriere nach Hause kommen dürfte.

Am ausdauernden und unangenehmsten zum Pflügen sind Maultiere, aber sie haben ihre Vuden und setzen sie mit besonderer Vorliebe schon beim Anspannen. Als ob er kein Wasser trinken könnte, steht der Bafard von Efel und Pferd da und wartet seine langen Felsobren wie ein paar Windmühlensügel, während der Hofe trüblich wie ein armer Sünder, der zum Schafot geschleift wird, fast auf den Boden hängen läßt. Aber der Salanke verliert sich in der gemeinsamen Weife; in Wahrheit brüet er Unheil und schwarze Gedanken kreuzen sich in seinem Hirn. Dreht man seinem Kopf auch nur eine Sekunde unvorsichtigerweise den Rücken zu, so benutz er sicher die Gelegenheit und beißt; führt man dann erschrocken herum, — klatsch! hat die personifizierte Hinterlist so heftig mit den unbeschlagenen Hufen gewinkt, daß man sich einige Meter vor ihr entfernt auf dem Boden sitzend wiederfindet. Und dann verhöhnt einen das Schesul noch oben-dreht mit seinem Gelächter, das in den ersten Tönen an den Schrei seines Papas, den Efel, erinnert, während der Schluß das bedauernde uh, uh seiner Herbeziehen über den gräulichen Vater zu sein scheint. Aber sonst läßt sich über den Charakter des Maultiers nur Gutes sagen.

Der Schatten als Zeitmesser. Die Orientalen messen die Zeit nach der Länge ihres eigenen Schattens und bestimmen nach ihm mit ziemlicher Genauigkeit die Stunde. Schon im Buche Job lesen wir: „Wie ein Knecht sich sehnet nach seinem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei.“ Der arbeitsmüde Orientale sagt: „Wie lange dauert es heute, ehe mein Schatten kommt!“ Stellt man jedoch die Frage, warum er so lange auf sich warten ließ, so erhält man sicher die Antwort: „Ich mußte auf meinen Schatten warten.“

Wichtige Antwort. Als Napoleon die Stadt Sevilla belagerte, landte er dem kommandierenden General eine Volksliste, er werde die Stadt rasieren, falls sie sich nicht innerhalb 24 Stunden ergiebe, worauf der Feldher die Antwort erteilte: „Sagen Sie Seiner Majestät, daß ich nicht glauben könnte, daß er sich zu seinen zahlreichen Ruhmestiteln auch noch den eines Barbiers von Sevilla“ erwerben wolle.“

Der Maikäfer als Ehepartner. Von G. Lud. „Ja, hier auf dieser Promenade mit dem Meer vor es, wo ich meinen sogenannten Gatten kennen gelernt habe, und der unschuldige Ehepartner war ein Maikäfer.“ So erzählte die schöne lebhafteste Dame in schwarz ihrer älteren Freundin, Man merkte es ihr an: sie wollte ihr Herz ausschütten. Und auf eine freundliche Aufforderung der Ergouten begann die dunkeläugige Schmarzhaartige in ihrer temperamentvollen Art: „Es war ein Abend kurz vor Pfingsten und wahrscheinlich ein Käferjahr, so wie heute. Denn diese schrecklichen Galle schwärmten zu Hunderten und Tausenden in den Windwipfel und die blühenden Kastanien dieser Anlage. Ich saß auf einer dieser Bank und wartete auf meine Mutter, die mit dem letzten Schiff nach Hause kommen sollte. Nun müssen Sie wissen, ich hatte damals prachtvoll reiches, schwarzes Haar und ging am Abend gern ohne Hut, um die Seelhilfe besser zu genießen. Plötzlich flog mit nun so ein Maikäfer hier über dem linken Ohr an den Kopf und verding sich in meinem wirren Kraushaar. Ich aber hatte zu jener Zeit eine geradezu kindliche Angst vor solchem Getier; Sie haben keine Idee, wie ich mich fürchtete. Ich wagte gar nicht nach dem Tier zu greifen, sondern begann zu schreien wie ein kleines Mädchen. Da kam ein junger Mann, der eben mit zwei Freunden in einem Kahn dort drüben gelandet war, auf mich zugeht und erlöste mich von diesem gräßlichen Käfer. Ich dankte ihm in meiner Verwirrung wohl fast zu herzlich und mag wohl auch etwas errotet sein. Der junge Mann gefiel mir. Er hatte ein hübsches, wenn auch etwas weiches Gesicht mit ausdruckslos, schwarzen Augen und lächelte stets ungeniehmlich, wenn man ihn ansah. Was mich aber ganz besonders zu ihm hingog, war der Umstand, daß er ziemlich hart hinter; er hatte einige Jahre früher auf einer Bergtour ein Bein gebrochen und einen bleibenden Nachteil davongetragen. Das weckte mein Mitleid, ein Mitleid, das ich vielleicht für Liebe hielt. Auch fühlte ich mich einsam und hilflos. Schon früh hatte ich meinen Vater verloren, und es schien mir herrlich, von einem Manne geschäftelt und beschützt zu werden. Denken Sie, wie hilflosbedürftig man sich fühlen muß, wenn man sogar vor einem arbeitsfähigen Maikäfer in Entsetzen gerät und sich nicht zu helfen weiß. Da ist es eigentlich kein Wunder, wenn ich mich in der Folge immer enger an diesen jungen Mann anlehnte, der so hübsch zu plaudern suchte und wirklich sehr artig und aufmerksam sein konnte. Meine Mutter, Sie konnten sie ja, freute sich über die Bekanntschaft und die Aussicht, ihre Tochter rasch und gut zu verheiraten. Sie wollte ja, daß mein Anbeter der Sohn eines der wohlhabendsten Männer des Städtchens war. Die Leute waren reich, standen aber keineswegs im besten Ruf. Man munkelte allerlei, daß der Alte sein Vermögen nicht auf die allerbeste Art zusammengebracht hatte. Auch galt er, nicht ohne Grund, als ein Trinker und Wadbenjäger. Auch an meinem Verlobten freute man sich allenthalb über Schwächen und Unzulänglichkeiten auf. Besonders betraute es mich, zu hören, daß er ganze Nächte in den Kneipen des Städtchens beim Kartenspiel saß. Meine Mutter aber verstand es, mich über meine Bedenken hinwegzutäuschen, und die Heirat wurde schon auf den letzten Sonntag im Juni festgesetzt. Das halbe Städtchen war dazu eingeladen. Meine Freundinnen benedeten mich. Einige allerdings hatten mich auch mit halbverstehten Ausdrücken gewarnt. Ich mußte nicht recht, ob mehr vor meinem Brautigam oder vor meinem zukünftigen Schwiegervater. Die erste Enttäuschung erlebte ich schon am Vormittag des Hochzeitstages, vor meiner Trauung. Brautigam und Schwiegervater saßen da mit ihrem Bekannten ungebührlich lang beim Frühstück im Altkaus und ließen uns Frauen eine halbe Stunde lang warten, so daß wir fast zu spät zur Kirche kamen. Endlich erschienen sie in stark angeheiteter Stimmung mit einem Duft von Wein und Zigaretten, der meine Hochzeitsfreude arg herabstimmte. Nach einem reichlichen und sehr belebten Mahl wurde am Abend getanzt. Ich mußte natürlich auch mit meinem Schwiegervater tanzen, der mich dabei in einer Weise an sich preigte und mir so unpassende Dinge sagte, daß mir das Blut in den Kopf trieb und ich in meiner Angst und Aufregung zu meinem Gatten lief, um mich bei ihm zu beklagen. Der Barbiers von Sevilla“ erwiderte aber lachte nur in seiner Weinlaune: „Daß ihm doch die Freude, dem

alten Schäter.“ Und beehrte weiter im Kreise seiner Zechgenossen. In meiner Aufregung und Empörung stieß ich mich heimlich nach Hause, um mich dort ein wenig zu beruhigen. Als ich nach etwa einer Stunde bei einbrechender Nacht ins Caffhaus zurückkehrte, begegnete ich meinem Schwiegervater im halbunklen Hausflur am Fuße der Treppe. Er schwannte auf mich zu und sahte mich um die Hüfte. „Ach mein liebes Kind“, flammelte er, „du bist zu schade für meinen Buben. Du bist zu reizend. Es wird mich schwer, dich als Kind und Tochter zu betrachten. Du solltest mein e in Liebesgen werden.“ Und dabei küßte er mich Wehroft plötzlich mit kleinsten Eiern auf den Mund. Das war zu viel. Aus einer Be-läunzung des Abscheus und Schredens erwoachend, riß ich mich los und spie ihm mitten ins Gesicht. „Da hast du die Antwort, alter Scländer.“ Ich hätte ihn zerkerten können, wie man so einen gefräßigen Käfer getritzt, der des Zengens erste Wehmut und Willen zerfrischt und beschmutzt. Ein übermächtiger Abscheu erfüllte mich, ein Ekel vor der ganzen Welt, ein Ekel vor diesem nichtswürdigen Vater und seinem ewig lächelnden, hinterdenklichen Sohne, der mein Gatte werden sollte, es nach dem Befehl ja schon war. Ich eilte nach Hause zurück und riß mich mit meinem Brautkleid, das mit ganz bedeckt schien, in Fesseln von Leide. Ich habe den Hochzeitsaal und das Haus meines zukünftigen nicht mehr betreten. Schon am nächsten Morgen verließ ich das Städtchen, um bei einer Freundin auf dem Lande Zuflucht zu suchen. Ich ging dann für etliche Jahre ins Ausland und ließ die Scheidung durchführen. Diesen meinen raschen Entschluß habe ich wahrlich nicht zu bereuen, denn mein Ange-trauter geriet in der Folge immer mehr auf Abwege und nahm schließlich ein böses Ende. Meine kindliche Furcht vor dem Käfergetier aber ist seither verfliegen; ich habe gelernt, mich selbst zu schützen, vor den Maikäfern, wie vor den Männern.“

Ortsdiener Schlumpf Rapport. Gehorsamsicht zu vermelden, daß der Gemeindefreier Jakobus Wächle, der no als Neuzugewahener mit dem hiesigen Ortsverhältnisse noch nicht so be-kannt ist, sich gestern im rote Dache über dem Nachtwächter Johannes Söffler seinen Wunden, den Andrej, wegen wiederholter Schulverweisung be-klagte. Wo ich ihm nun bemerklieh machte, daß der p. Söffler an einem sogenannten Pfeffermischungs trant liege und der Andrej den nachschla-fende Dienst für seinen Wadberber-misse, meinte der Gemeindefreier, sol-ches sei nicht angehtlich, insofern es die Bildung des Andrej nicht zu-lasse. Wo ich nun sagte, daß über-haupt hier die Bildung mit dem Ge-meindebedienstet gar nichts zu thun ha-be, meinte er, ich sei ein großer Id-iot, was mir auch der Schweiß mit beschließende wird und ich geneigtlich den lechtlichen Ortsvorstand um ge-felligen Schutz gegen eine solche, hier-orts unbefundene Aneignung bitte, wo doch überhaupt kein Mensch weiß, was solch ein Idiotenrat zu bedei-te hat.

Selbstermächtigt sich seit zwei Däg im Ortstrug ein fremder Wadbeschleier oder auch Zauberer genannt, der wo sich Hoffmeister des Kaisers von Estkarna bildhüft, eingunfte hat, der nicht nur die Wächle seine Hallo-trichs vormacht, Geld und Uhr ver-schwände leßt, Peter frist und der Zeit Eier aus der Nase stößt, sondern auch noch einen Sammelbeller rum ge-he leßt, frage ich hiermit geneigtlich an, ob dieses oriftrunde Zhandiebbumm solches duhn darf ohne diejenige Schreier zu zahle, wie sie bei ehnlche Gaulterie auf dem Schützefischplatz ihlich ist. Oder ob ich den p. Wadbeschleier doreifig in Haft neme-me und im Schützefische sicher schtelte soll.

In kollegialmischer Verfolgung des ergebnische Auftrags des hoch-leslichen Amtsrathes Memminge, wo ich mehrere Heh schreibe über die Diebstahlsgeheichte bei dem Wadber-ger Peter Tremmler-dahier mache sol-le, habe ich geformalsch zu vermelde, daß es mir gelungen ist, die Abgelen-geleitig gänzlich zur Auflerung zu bringe. Insofern die dort in Haft genommene Diebin, die Dienstschwab Emmerring Baumgärtner aus Jurzag gar keine Dienstschwab, sondern eine Korblednerin ist, die auch Lumies Arbeit beht, die wo in Knittlinge ge-bore ist und sich zurzeit no der obige verbotene Diebstahl schattfand wege Krankheit im Hamacher Schib-dal befunde hat. Sonstich aber treffe alle die Memminger Wadbercht-grinde gege die p. Baumgärtner vollständig zu, wo ich für meine Unthofschichte bei dem Ergrubfrunne eine Mark und elf Pennig hiel-die-die.

Der Maikäfer als Ehepartner. Von G. Lud. „Ja, hier auf dieser Promenade mit dem Meer vor es, wo ich meinen sogenannten Gatten kennen gelernt habe, und der unschuldige Ehepartner war ein Maikäfer.“ So erzählte die schöne lebhafteste Dame in schwarz ihrer älteren Freundin, Man merkte es ihr an: sie wollte ihr Herz ausschütten. Und auf eine freundliche Aufforderung der Ergouten begann die dunkeläugige Schmarzhaartige in ihrer temperamentvollen Art: „Es war ein Abend kurz vor Pfingsten und wahrscheinlich ein Käferjahr, so wie heute. Denn diese schrecklichen Galle schwärmten zu Hunderten und Tausenden in den Windwipfel und die blühenden Kastanien dieser Anlage. Ich saß auf einer dieser Bank und wartete auf meine Mutter, die mit dem letzten Schiff nach Hause kommen sollte. Nun müssen Sie wissen, ich hatte damals prachtvoll reiches, schwarzes Haar und ging am Abend gern ohne Hut, um die Seelhilfe besser zu genießen. Plötzlich flog mit nun so ein Maikäfer hier über dem linken Ohr an den Kopf und verding sich in meinem wirren Kraushaar. Ich aber hatte zu jener Zeit eine geradezu kindliche Angst vor solchem Getier; Sie haben keine Idee, wie ich mich fürchtete. Ich wagte gar nicht nach dem Tier zu greifen, sondern begann zu schreien wie ein kleines Mädchen. Da kam ein junger Mann, der eben mit zwei Freunden in einem Kahn dort drüben gelandet war, auf mich zugeht und erlöste mich von diesem gräßlichen Käfer. Ich dankte ihm in meiner Verwirrung wohl fast zu herzlich und mag wohl auch etwas errotet sein. Der junge Mann gefiel mir. Er hatte ein hübsches, wenn auch etwas weiches Gesicht mit ausdruckslos, schwarzen Augen und lächelte stets ungeniehmlich, wenn man ihn ansah. Was mich aber ganz besonders zu ihm hingog, war der Umstand, daß er ziemlich hart hinter; er hatte einige Jahre früher auf einer Bergtour ein Bein gebrochen und einen bleibenden Nachteil davongetragen. Das weckte mein Mitleid, ein Mitleid, das ich vielleicht für Liebe hielt. Auch fühlte ich mich einsam und hilflos. Schon früh hatte ich meinen Vater verloren, und es schien mir herrlich, von einem Manne geschäftelt und beschützt zu werden. Denken Sie, wie hilflosbedürftig man sich fühlen muß, wenn man sogar vor einem arbeitsfähigen Maikäfer in Entsetzen gerät und sich nicht zu helfen weiß. Da ist es eigentlich kein Wunder, wenn ich mich in der Folge immer enger an diesen jungen Mann anlehnte, der so hübsch zu plaudern suchte und wirklich sehr artig und aufmerksam sein konnte. Meine Mutter, Sie konnten sie ja, freute sich über die Bekanntschaft und die Aussicht, ihre Tochter rasch und gut zu verheiraten. Sie wollte ja, daß mein Anbeter der Sohn eines der wohlhabendsten Männer des Städtchens war. Die Leute waren reich, standen aber keineswegs im besten Ruf. Man munkelte allerlei, daß der Alte sein Vermögen nicht auf die allerbeste Art zusammengebracht hatte. Auch galt er, nicht ohne Grund, als ein Trinker und Wadbenjäger. Auch an meinem Verlobten freute man sich allenthalb über Schwächen und Unzulänglichkeiten auf. Besonders betraute es mich, zu hören, daß er ganze Nächte in den Kneipen des Städtchens beim Kartenspiel saß. Meine Mutter aber verstand es, mich über meine Bedenken hinwegzutäuschen, und die Heirat wurde schon auf den letzten Sonntag im Juni festgesetzt. Das halbe Städtchen war dazu eingeladen. Meine Freundinnen benedeten mich. Einige allerdings hatten mich auch mit halbverstehten Ausdrücken gewarnt. Ich mußte nicht recht, ob mehr vor meinem Brautigam oder vor meinem zukünftigen Schwiegervater. Die erste Enttäuschung erlebte ich schon am Vormittag des Hochzeitstages, vor meiner Trauung. Brautigam und Schwiegervater saßen da mit ihrem Bekannten ungebührlich lang beim Frühstück im Altkaus und ließen uns Frauen eine halbe Stunde lang warten, so daß wir fast zu spät zur Kirche kamen. Endlich erschienen sie in stark angeheiteter Stimmung mit einem Duft von Wein und Zigaretten, der meine Hochzeitsfreude arg herabstimmte. Nach einem reichlichen und sehr belebten Mahl wurde am Abend getanzt. Ich mußte natürlich auch mit meinem Schwiegervater tanzen, der mich dabei in einer Weise an sich preigte und mir so unpassende Dinge sagte, daß mir das Blut in den Kopf trieb und ich in meiner Angst und Aufregung zu meinem Gatten lief, um mich bei ihm zu beklagen. Der Barbiers von Sevilla“ erwiderte aber lachte nur in seiner Weinlaune: „Daß ihm doch die Freude, dem

alten Schäter.“ Und beehrte weiter im Kreise seiner Zechgenossen. In meiner Aufregung und Empörung stieß ich mich heimlich nach Hause, um mich dort ein wenig zu beruhigen. Als ich nach etwa einer Stunde bei einbrechender Nacht ins Caffhaus zurückkehrte, begegnete ich meinem Schwiegervater im halbunklen Hausflur am Fuße der Treppe. Er schwannte auf mich zu und sahte mich um die Hüfte. „Ach mein liebes Kind“, flammelte er, „du bist zu schade für meinen Buben. Du bist zu reizend. Es wird mich schwer, dich als Kind und Tochter zu betrachten. Du solltest mein e in Liebesgen werden.“ Und dabei küßte er mich Wehroft plötzlich mit kleinsten Eiern auf den Mund. Das war zu viel. Aus einer Be-läunzung des Abscheus und Schredens erwoachend, riß ich mich los und spie ihm mitten ins Gesicht. „Da hast du die Antwort, alter Scländer.“ Ich hätte ihn zerkerten können, wie man so einen gefräßigen Käfer getritzt, der des Zengens erste Wehmut und Willen zerfrischt und beschmutzt. Ein übermächtiger Abscheu erfüllte mich, ein Ekel vor der ganzen Welt, ein Ekel vor diesem nichtswürdigen Vater und seinem ewig lächelnden, hinterdenklichen Sohne, der mein Gatte werden sollte, es nach dem Befehl ja schon war. Ich eilte nach Hause zurück und riß mich mit meinem Brautkleid, das mit ganz bedeckt schien, in Fesseln von Leide. Ich habe den Hochzeitsaal und das Haus meines zukünftigen nicht mehr betreten. Schon am nächsten Morgen verließ ich das Städtchen, um bei einer Freundin auf dem Lande Zuflucht zu suchen. Ich ging dann für etliche Jahre ins Ausland und ließ die Scheidung durchführen. Diesen meinen raschen Entschluß habe ich wahrlich nicht zu bereuen, denn mein Ange-trauter geriet in der Folge immer mehr auf Abwege und nahm schließlich ein böses Ende. Meine kindliche Furcht vor dem Käfergetier aber ist seither verfliegen; ich habe gelernt, mich selbst zu schützen, vor den Maikäfern, wie vor den Männern.“